

Die schweizerische Wirtschaft im Krieg

Vortrag vor der Liberalen Arbeitsgemeinschaft Basel-Stadt,
gehalten im Juni 1941 von E. Speiser

In einer berühmt gewordenen, gegen das Ende der letzten Krisenperiode gehaltenen Rede sagte der damalige Bundesrat Schulthess, ein gewiegter Kenner der schweizerischen Wirtschaft, die Handels- und Gewerbefreiheit sei die Wirtschaftsform des Aufstieges. Daraus folgt, e contrario, dass der gebundene Handel und das gefesselte Gewerbe die Wirtschaftsform des Abstieges sind. Wir stehen mitten in diesem Abstieg und mit uns alle Länder unseres Kontinentes. Wir alle können die Etappen dieses Abstieges fast täglich verfolgen. Sie kennzeichnen sich durch quantitative Einschränkungen aller Art, durch aufgezwungene Verzicht auf frühere Qualitätsansprüche, kurz durch die allgemeine Senkung des bisherigen Lebensstandards.

Wenn auch die Auswirkungen der Fesselung der Wirtschaft überall die gleichen sind, so entstand sie selbst doch aus ganz verschiedenartigen Motiven. In einigen Ländern wurde sie anfangs mit Begeisterung und Enthusiasmus herbeigerufen und begrüsst, in andern wiederum wurden die Fesseln nur widerwillig und nur unter dem Druck der Verhältnisse Stück um Stück angelegt. Zu diesen letzteren gehört die Schweiz.

Es gibt nur wenige, und unter den wirklichen Praktikern kaum einige, die glauben oder behaupten, eine gebundene Wirtschaft sei an sich leistungsfähiger als eine freie; aber in einem dürften alle einig sein: Wenn sich auch die freie Wirtschaft als hervorragend geeignet erwiesen hat, die Reichtümer dieser Erde zu gewinnen, zu verarbeiten und zu verteilen, so hat doch der Staat die grösseren Fähigkeiten, wenn es sich darum handelt, den Mangel zu bewirtschaften, auch dann, wenn er selber nicht an dem Mangel schuld ist.

Es wäre ungerecht zu behaupten, unsere Regierung trage schuld an dem heute bei uns herrschenden Mangel, denn dieser ist restlos auf die durch den Krieg entstandenen Verhältnisse zurückzuführen, und solange es ging, ist der privaten Initiative die weiteste Freiheit gelassen worden. Wenn wir heute Mangel leiden, so ist der Krieg daran schuld, aber immerhin ist es ein bemerkenswertes Symptom, dass, sobald der Staat sich, freiwillig oder unfreiwillig, mit der Landesverteidigung aktiv befasst, jeder auftretende Mangel zur Kritik am ganzen staatlichen System führt. Eine wirtschaftliche Krise droht zur Staatskrise zu werden, und wir erkennen damit schon eines der Gefahrenmomente, denen es zu begegnen gilt.

Der heutige Moment, wo wir die Wirtschaftsfreiheit Stück um Stück preisgeben müssen und gleichzeitig daran sind, die unter dem früheren Regime angesammelten Reserven zu verzehren, eignet sich dazu, einen kurzen Rückblick auf die liberale Wirtschaft zu werfen. Wir tun dies nicht im Tone

eines Nekrologes auf einen Verstorbenen, sondern mehr im Sinne des letzten Bilanzberichtes einer solventen Gesellschaft, die nach Erfüllung ihrer Aufgabe liquidiert und ihre Aktiven an die Aktionäre verteilt.

Unter der liberalen Wirtschaft, deren Vorbedingung eine liberale Verfassung ist, wurde die Schweiz, die von Natur aus einer der ärmsten Teile sein müsste, zum reichsten Lande Europas, und, was mehr ist: kaum anderswo war der nationale Wohlstand so gut verteilt.

Unsere Schuleinrichtungen verfolgten das Ziel, jedem, ohne Rücksicht auf Namen und Herkunft, das nötige Rüstzeug zur Entwicklung seiner Fähigkeiten zu geben, und die Vorurteilslosigkeit des kapitalistischen Systems, dessen Charakteristikum es ist, dass in einem Unternehmen die leitenden und die geldgebenden Persönlichkeiten nicht identisch zu sein brauchen, brachte es mit sich, dass mittellose, aber tüchtige Leute beispiellose Möglichkeiten zum wirtschaftlichen Aufstieg besaßen.

Der Zunftgeist mit seiner Ausschliesslichkeit und Rückständigkeit — es sei daran erinnert, dass sich die schweizerische Export-Industrie fast ausnahmslos nur ausserhalb der Zunftschranken entwickeln konnte — war überwunden und schien für immer tot zu sein.

Selbstverständlich ging der rapide Aufstieg nicht ohne innere Reibungen vor sich, und der Ausgleich zwischen den Interessen der Arbeit und des Kapitals gelang nicht ohne harte Kämpfe. Die Erkenntnis aber, dass beide aufeinander angewiesen sind, drang durch, denn ohne Arbeiter ist das Kapital wertlos und ohne die Mithilfe des Kapitals kann der tüchtigste Arbeiter keine mit Maschinen und Rohmaterial versehene Werkstätte finden.

Als ein mehr als alle seine Nachbarn auf den Verkehr mit dem Weltmarkt angewiesenes Land konnte sich die Schweiz allerdings nicht den immer wieder auftretenden Teilkrisen entziehen. Bald der eine, bald der andere Wirtschaftszweig geriet durch oft in entlegenen Weltteilen auftretende Krisen und Umwälzungen in Schwierigkeiten, und es brauchte eine stets elastisch bleibende Anpassungsfähigkeit und ständige Anspannung, um die vielen Klippen zu umschiffen. Manche Unternehmungen sind auf der Strecke geblieben, und ganze Wirtschaftszweige und sogar ganze Gegenden sind notleidend geworden. Immer haben sich aber neue Unternehmen gefunden, welche die arbeitslos Gewordenen aufnehmen, und zu Staatskrisen haben sich diese Wirtschaftskrisen nie auswachsen können.

Der industrielle Aufstieg der Schweiz im letzten Jahrhundert darf als ein wahres wirtschaftliches Wunder bezeichnet werden. Hier ist ein Land, das keine eigenen Rohstoffe und keinen direkten Zugang zum Meere besitzt und sich trotzdem einen ganz unverhältnismässig grossen Anteil am Welthandel erwerben konnte. Schweizer Stickereien, bedruckte Baumwollstoffe, Uhren, oft in entlegenen Bergtälern hergestellt, eroberten sich die Märkte aller Erdteile, und die Spitzenprodukte unserer Maschinenindustrie fanden ihren Weg nicht nur in die neu zu erschliessenden Kolonialgebiete, sondern in die Fabriken alter Industrieländer, die ihren eigenen Stahl mit ihren eigenen Brennstoffen bearbeiten konnten.

Der Erlös dieser Exporte wurde zum Teil zum Ankauf der für den Unterhalt der Schweizer notwendigen Lebensmittel und Rohstoffe verwendet — von sich aus könnte unser Land ja nur ungefähr zwei Drittel seiner Einwohner erhalten und auch diese nur kümmerlich — ein Teil aber wurde im Ausland stehen gelassen und dort investiert. Diese Auslandsanlagen, vermehrt durch die Erträge der Leistungen unserer Banken und Versicherungsgesellschaften, werden noch heute auf 10 Milliarden Franken geschätzt.

Ein solches Resultat hätte nie erreicht werden können ohne die vorzüglichen Eigenschaften des schweizerischen Arbeiters, die nicht hoch genug gepriesen werden können. In ihrer Arbeiterschaft hat die Schweiz ein Kapital, um das uns das Ausland beneidet. Nur dank der Exaktheit, der Zuverlässigkeit und der hohen beruflichen Bildung der Arbeiter war es der Schweiz möglich, den «handicap» ihrer Rohstoffarmut zu überwinden, indem sie Produkte herstellt, in deren Herstellungskosten das Material eine möglichst kleine, die Arbeit dagegen — manuelle und geistige — eine möglichst grosse Rolle spielt. Ich bitte Sie, zu ermessen, was es bedeutet, wenn aus einem Stück Rohstahl von 1 kg Gewicht, das vielleicht 50 Rappen kostet, ein Objekt hergestellt wird, für das uns das Ausland willig 30, 40 und mehr Franken bezahlt. Dass dabei auch die Erfindergabe und der hohe Stand des Könnens unserer Ingenieure und Techniker unerlässliche Mithilfen sind, braucht kaum erwähnt zu werden.

Einen andern Faktor, der Vorbedingung zur Entwicklung unserer Exportindustrien war, dürfen wir jedoch auch nicht übersehen, und das ist die Tatsache, dass die Weltwirtschaft im grossen und ganzen nach liberalen Grundsätzen arbeitete. Die Zollschränken waren im allgemeinen nicht unübersteigbar, und die Überseeländer und grossen Kolonialmächte stellten ihre Produkte frei und ohne Bevorzugungen allen Interessenten zur Verfügung. Die Macht, die der Besitz von strategischen Stellen an den Welthandelsrouten und von wichtigen Hafen- und Handelsstädten einigen von ihnen gab, wurde im Frieden nie zum Nachteil anderer missbraucht, und schliesslich war der verhängnisvolle Begriff der Autarkie, der ein Todfeind des freien Welthandels ist, noch nicht erfunden oder wurde doch noch nicht in die Praxis umgesetzt.

Früher war die schweizerische Landwirtschaft ein wichtiger Träger des schweizerischen Exportes, und es ist von vielen Gesichtspunkten aus zu bedauern, dass dieser Zweig unserer Wirtschaft seine Exportfähigkeit zum grossen Teil verloren hat. Statt wie früher einen Alliierten in der Landwirtschaft zu haben, besitzen nun unsere Exportindustrien in ihr vielfach einen Gegner, der ihren Existenzkampf nicht unwesentlich erschwert. Niemand würde die Rückkehr der Landwirtschaft zum früheren Zustand mehr begrüßen als gerade unsere Exportindustrien.

Ich bitte Sie, diesen Exkurs in die Vergangenheit zu entschuldigen, aber er war notwendig, denn nur so kann man die ganze Tragweite der Veränderungen, die über unsere Wirtschaft gekommen sind, erfassen.

An früher leicht überschreitbaren Grenzen stossen wir heute auf Schlagbäume und Mauern, die nur schwer übersteigbar sind; an Stelle des früheren freien Zahlungsverkehrs tritt ein primitives System des zweiseitigen Tausch-

handels, Clearing genannt; der freien Unternehmungslust des Einzelnen, die früher die Wurzel des schweizerischen Wohlstandes bildete, müssen täglich mehr und mehr Schranken auferlegt werden.

Wo man früher aus dem Vollen schöpfen und in der Auswahl der Rohmaterialien wählerisch sein konnte — nach dem Grundsatz, dass für die schweizerische Industrie nur das Beste gut genug sei —, muss heute der Mangel bewirtschaftet werden und muss man mit dem vorlieb nehmen, was noch hereinkommt oder was man noch hat. Es wird nachgerade jedem klar, dass der gross-europäische Raum, abgeschlossen vom Reste der Welt, kein «Schlaraffenland» sein wird. Sich hierüber Illusionen hinzugeben, wäre gefährlich.

Man hat den gegenwärtigen Zustand der Schweiz mit dem einer «belagerten Festung» verglichen. Der Ausdruck ist zwar nur teilweise richtig, denn noch können wir einen beträchtlichen Export und einen gewichtsmässig bedeutenden Import aufrecht erhalten; trotzdem ähneln die Massnahmen, die unsere Behörden zu treffen gezwungen sind, mehr und mehr dem, was in einer belagerten Festung vorgekehrt werden muss: wenn die Vorräte abzunehmen beginnen, müssen sie gestreckt und für das dringend Notwendige reserviert werden. Daher Rationierung und Verbrauchslenkung, mit allmählicher Unterbindung jeden Konsums, der nicht lebenswichtig ist.

Die Nebenfolgen dieser notwendigen Massnahmen können nicht ausbleiben: die Unternehmungslust wird gehemmt, und statt selbst zu planen, wartet man auf Befehl von oben. Wozu Initiative entwickeln, wenn man doch in seinen Dispositionen nicht frei ist? Import, Fabrikation und Export können in den meisten Fällen nur nach vorheriger Bewilligung erfolgen, und häufig erhalten Händler und Fabrikanten bindende Weisungen, was sie zu importieren und was und zu welchem Preise sie zu fabrizieren und zu verkaufen haben.

Die freie Luft, die die Grundbedingung zur Entwicklung der schweizerischen Aussenwirtschaft war, weht nicht mehr, und in der stickigen Atmosphäre, die entsteht, droht die Pflanze zu degenerieren. Welch ein Gegensatz zu früher, wo unsere Exportindustrie auf der ganzen Erde ohne Schutz, aber auch ohne staatliche Hemmungen, auf eigene Faust den Kampf führen konnte, in dem sie gewachsen und stark geworden ist.

Die Wirkungen des heutigen Zustandes, der, ich wiederhole es, nicht von uns gesucht, sondern uns aufgedrängt worden ist, machen sich bereits stark bemerkbar, und namentlich die jüngere kaufmännische und industrielle Generation, die in dieser Treibhausluft aufwächst, läuft Gefahr, ein ganz falsches Bild von dem Wesen der Wirtschaft zu bekommen. Die Tätigkeit allzu vieler Firmen beschränkt sich heute darauf, von den kriegswirtschaftlichen Sektionen in Bern Bewilligungen und Kontingente zu beschaffen, die Waren nach den behördlichen Verfügungen zu verteilen oder zu verarbeiten und schliesslich bei der staatlichen Preiskontrolle die Bewilligung eines Preises durchzusetzen, der einen angemessenen Verdienst lässt. Nicht dass alle diese Schritte keine Mühe erfordern; im Gegenteil, sie bedingen einen unverhältnismässig grossen Verbrauch an Papier, häufige Reisen nach Bern und langes Warten in den Vorzimmern der Ämter. Sie erfordern viel Geduld, Fleiss, vielleicht auch

Schlaueit, aber das, was den richtigen Unternehmungsgeist charakterisiert, nämlich Tatkraft, Weitblick, Wagemut und Führertum, das kommt zu kurz und stirbt ab. Mehr und mehr verlässt man sich auf den Staat, auf seine Machtmittel, seine Finanzkraft und seinen Weitblick. Auch die Verantwortung und namentlich die Risiken schiebt man gerne dem Staat zu, ohne zu bedenken, dass er schliesslich und endlich nichts anderes ist als die Kollektivität seiner Mitglieder, und dass seine Leistungen in direkter Funktion zu deren Tüchtigkeit stehen. Auch dass der Staat nichts geben kann, das er nicht vorher genommen hat, wird allzugerne vergessen.

Die Verstaatlichung der Wirtschaft führt zur Verpolitisierung der Wirtschaft und damit zur Verwirtschaftlichung der Politik, ein Prozess, der für alle Beteiligten verhängnisvoll ist.

Wie weit diese Tendenzen schon Boden gefasst haben, zeigt sich in den immer unverblümteren Versuchen, zum Geiste der alten Zunftverfassungen zurückzukehren, allerdings unter dem moderneren Namen einer « korporativen » oder « ständestaatlichen Ordnung ».

Es ist nicht zu verwundern, dass die Exportindustrie sich mit Kräften gegen solche Schritte wehrt, denn sie weiss, dass ihre Existenbedingungen durch inländische Bindungen nur erschwert und niemals verbessert werden können. Ihre Verkaufspreise werden nicht durch einen berufsständischen Verband in der Schweiz, sondern durch die Bedingungen der Weltkonkurrenz diktiert.

Ständig werden Versuche gemacht, die heutige Notlage und die durch den Materialmangel nötig gewordenen Eingriffe des Staates zur Verankerung gewerblicher Postulate zu missbrauchen, die mit den Geboten der Kriegswirtschaft nichts zu tun haben. Solche Fesseln und Krücken werden wir nur schwer wieder ablegen können, wenn der Wirtschaftskörper sich einmal an sie gewöhnt hat und entsprechend geschwächt worden ist. Dann aber wird uns der Kampf in der Friedenswirtschaft, die auch wieder einmal kommen muss, doppelt schwer fallen. Wenn je, so heisst es hier: « Caveant Consules. »

Ich möchte nun einen Überblick über die Entstehung und die Organisation unserer schweizerischen Kriegswirtschaft geben, wobei ich mich kurz fassen kann, da es jedem ohne weiteres möglich ist, sich anhand vieler erschienenen Publikationen über alle Einzelheiten zu unterrichten.

Es handelt sich dabei um die Hauptschöpfung, die alt Bundesrat Obrecht während seiner leider nur kurzen Tätigkeit als Vorsteher des eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements seinem Lande, unter Opferung seiner Gesundheit und seines Lebens, geschenkt hat.

Die Organisation unserer Kriegswirtschaft wurde schon im Jahre 1938 geschaffen. Sie gliedert sich in vier Ämter, das Kriegs-Industrie- und Arbeitsamt, das Kriegs-Ernährungsamt, das Kriegs-Transportamt und das Kriegs-Fürsorgeamt. Die Chefs dieser Ämter, zusammen mit einigen hohen Beamten des EVD, bilden die Kommission für Kriegswirtschaft, die vom Vorsteher des EVD präsiert wird. Als koordinierende Stelle soll die Zentralstelle für Kriegswirtschaft funktionieren. Die einzelnen Ämter haben wiederum eine Reihe von Sektionen, und charakteristisch für die ganze Organisation war, dass für die

Besetzung der leitenden Stellen weitgehend auf Persönlichkeiten der Praxis gegriffen wurde. Auf diesem Wege sollte ein enger Kontakt mit der Wirtschaft geschaffen und eine dauernde Vermehrung des Beamtenapparates vermieden werden, da diese neuen Leute zu ihrer früheren Arbeit zurückkehren werden, sobald die kriegswirtschaftliche Organisation liquidiert werden kann.

Diese Organisation war eine geniale Schöpfung von Bundesrat Obrecht, und es liegt eine grosse Tragik darin, dass sie fast im Moment, wo sie mit Kriegsausbruch in Funktion trat, ihres Hauptes beraubt wurde. Die bald einsetzende, schwere Erkrankung des Chefs des EVD und seine interimistische Vertretung durch einen Kollegen, der das Ressort naturgemäss weniger beherrschte, verhinderten die bei solchen Organisationen notwendige ständige Anpassung an die ewig wechselnden Verhältnisse und führten zu einer Erstarrung eines Systems, das als elastisch konzipiert und erdacht war. Es ist nun die Aufgabe des heutigen Departementsvorstehers, die Koordinierung und Verschmelzung der Kriegs- und der Friedensorganisation unserer Volkswirtschaft herbeizuführen, denn von Tag zu Tag wächst der kriegswirtschaftliche Sektor in die mehr und mehr schwindenden Bereiche der früheren Friedenswirtschaft hinein.

Dass sich der föderalistische Aufbau unseres Landes allen Bestrebungen, unsere Wirtschaft straff zu organisieren, äusserst erschwerend entgegenstellt, sei nur erwähnt, um diesen Faktor nicht zu übergehen, den wir ja sonst weder entbehren wollen noch können. Wir müssen diese Komplikation, die mit dem Wesen der Schweiz und mit ihrer Mission unlöslich verbunden ist, in Kauf nehmen und uns daran erinnern, dass bei unserem nördlichen Nachbarn der erste Schritt zu einer wirklich umfassenden Organisation der Wirtschaft die vollständige Abschaffung aller Partikularrechte der Länder gewesen ist.

Sehr intensiv wurden zur Mitarbeit die bestehenden zahlreichen Fachverbände herangezogen, und es ergab sich daraus eine interessante Vorprobe für eine eventuell später einzuführende korporative Ordnung unserer Wirtschaft. Die Skeptiker haben allerdings aus diesen Erfahrungen den Eindruck gewonnen, dass manche unserer Verbände noch viel zu lernen haben werden, wenn sie sich der ihnen erwachsenden Aufgaben würdig zeigen wollen.

Werfen wir nun einen Blick auf die heutige Rohmaterialversorgung der Schweiz.

Hier dürfen wir vor allem dankbar feststellen, dass es uns eigentlich in fast allen Sektoren noch bedeutend besser geht als irgendeinem andern Lande des Kontinentes.

Die Ernährungslage scheint noch für längere Zeit gesichert und auch an Bekleidung und Heizmitteln dürfte ein Mangel, der wirkliche Klagen rechtfertigt, nicht zu gewärtigen sein. Schlimmer steht es mit einigen Materialien, die unsere Industrie und unser Verkehrswesen benötigen. Buntmetalle kommen fast keine mehr herein, und wie es mit Benzin steht, brauche ich nicht zu erwähnen. Gefährlich droht auch der Mangel an Schmiermitteln zu werden, denn wenn nicht geschmiert wird, steht auch die beste Maschine still!

Um noch speziell die Frage der Eisenversorgung unseres Landes zu berühren, so ist zu sagen, dass auch hier die Lage etwas besorgniserregend wird.

Eine restlose Erfassung aller inländischen Vorräte an Altmaterial ist unerlässlich, und auch dann werden wir ein Manko gegenüber dem normalen Verbrauch von vielleicht 30, vielleicht mehr Prozent haben. Rationierung und Drosselung aller nicht kriegswichtigen Verwendungen ist deshalb unvermeidlich.

Nachdem kein Zweifel darüber bestehen kann, dass die Bedürfnisse der Armee und der Kriegswirtschaft befriedigt werden müssen, und da wir auch auf den Export unserer Maschinen nicht verzichten können — bilden sie doch eines der wichtigsten Kompensationsobjekte für lebenswichtige Importe — müssen sich die Einschränkungen auf den inländischen Konsum konzentrieren und hier wiederum auf den privaten Sektor. Industrielle Neubauten, die den Zweck der Modernisierung und Anpassung bestehender industrieller Anlagen haben, müssen wir soweit möglich zulassen. Dagegen sind alle andern Bauten zurückzustellen. Damit bilden wir gleichzeitig eine Arbeitsreserve für die vielleicht kommende Arbeitslosigkeit in der Nachkriegszeit, wo wir um jedes baureife Projekt, das noch nicht durchgeführt ist, froh sein werden.

Man hat sich vielfach darüber aufgehalten, dass die Gartenhäge, Kandelaber etc. noch nicht verwertet worden sind. Diese bilden unsere «eiserne Reserve», die zu gegebener Zeit erfasst werden wird und die uns nicht davonläuft!

Es rächt sich jetzt vielleicht, dass die Schweiz in der Ersatzstoffindustrie immer etwas zurückhaltend gewesen ist. Diese Zurückhaltung entsprach der natürlichen Abneigung vor autarkischen Experimenten, und sie lässt sich zum Teil dadurch rechtfertigen, dass es kaum eine Ersatzstoffindustrie gibt, die ganz von schweizerischen Rohstoffen unterhalten werden könnte. Es wäre also im besten Falle nur eine halbe Autarkie gewesen, die uns heute auch nicht viel nützen würde.

Das gilt natürlich nicht von der zielbewussten Ausnützung der noch nicht erfassten Wasserkräfte zum Zwecke der Produktion elektrischer Energie. — Hier liegt eine der wirklichen Quellen unseres nationalen Wohlstandes, die wir ohne allzu grosse Vorsicht und mit Grosszügigkeit dem Lande nutzbar machen müssen. Die Zeit liegt nicht fern, wo man Kohle als ein viel zu wertvolles Rohmaterial ansehen wird, um seine Verwertung durch Verbrennen gestatten zu können. Dann wird der elektrische Strom noch viel mehr als heute zur Wärme- und Kraftherzeugung herangezogen werden müssen, und auf diese Entwicklung müssen wir uns rechtzeitig vorbereiten.

Ein ganz wichtiges Gebiet ist schliesslich die Altstoffverwertung, ein Gebiet, dem man in der Schweiz in den guten Jahren viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Dem hohen Durchschnittsstandard des Schweizerers entsprachen die bescheidenen Gewinne nicht, wie sie die untersten Stufen dieses Erwerbszweiges erzielen können. Heute ist es Pflicht eines jeden, sich über Vorurteile hinwegzusetzen, und das freiwillige «Lumpensammeln» ist eine ebenso ehrenvolle Art, dem Vaterlande in der Not zu dienen, wie manches andere!

Die Zahl der Verordnungen, Verfügungen und Weisungen, die von den Organen der Kriegswirtschaft, mehr der Not gehorchend als dem eignen Triebe, erlassen worden sind, ist beträchtlich, und sie wächst fast täglich in beschleunigtem Tempo. Nur wer den Schweizercharakter nicht kennt, wird sich wundern,

dass sie fast ausnahmslos zu vehementer Kritik Anlass geben. Diese Kritik, soweit sie sachlich bleibt, ist nicht unwillkommen, und es wird von Amtes wegen Sorge getragen, dass sie den betroffenen Organen zu Ohren kommt, denn der Kontakt mit dem Volksempfinden soll nie verloren gehen, und die Kritik zeigt oft, wo es an der nötigen Aufklärung gefehlt hat.

Man muss aber einsehen, dass alle diese Anordnungen kein anderes Ziel bezwecken, als einerseits die knappen Vorräte und Einfuhren zu strecken und andererseits dieselben der kriegswirtschaftlich notwendigsten Verwendung zuzuführen.

Eine der wichtigsten und gleichzeitig schwierigsten Aufgaben ist, dafür zu sorgen, dass die inflatorische Entwicklung, die wohl eine unvermeidliche Folge der Kriegswirtschaft ist, sich so wenig als möglich auf das Preisniveau der notwendigsten Bedarfsgüter auswirkt.

Inflation entsteht, kurz ausgedrückt, dann, wenn die Kaufkraft, ausgedrückt durch die in Zirkulation befindlichen Zahlungsmittel, sich stärker vermehrt als das Angebot von Waren irgendwelcher Art. Es bedeutet aber auch Inflation, wenn die Kaufkraft der Konsumenten gleichbleibt, das Warenangebot aber sinkt. Das letztere ist als Folge des Krieges eingetreten. Die wöchentlich und täglich ausbezahlten Lohnsummen, vermehrt durch die geldlichen Leistungen an die Armee und den Lohnausgleich und das Einkommen aus dem Kapital, sind kaum kleiner als in den Vorkriegszeiten. Das Warenangebot ist dagegen infolge der Einfuhrschwierigkeiten und die durch die Mobilisation verminderte Produktionskraft der Wirtschaft bedeutend gesunken.

Das Verhältnis von Kaufkraft und Angebot ist deshalb gestört und nur dank der Tätigkeit der eidgenössischen Preiskontrolle und der scharfen Rationierung der wichtigsten Bedarfsartikel konnte ein massiver Preisaufschlag bis jetzt verhindert werden. Selbstverständlich sind alle Anstrengungen dann machtlos, wenn es sich um Unkosten handelt, die durch ausländische Faktoren bedingt sind, wie die Preissteigerungen ausländischer Produkte, die Frachterhöhungen und die Prämien für die Deckung der Kriegs-Transport-Risiken.

Unerbittlich sollte jedoch die Preiskontrolle gegenüber allen inländischen Preisfaktoren sein, und hier ist leider ein weitgehendes Versagen gegenüber den Forderungen der Landwirtschaft festzustellen, das verhängnisvoll werden kann, denn wenn einmal der Preisdamm an einer Stelle geborsten ist, so ist kein Halten mehr, und die berüchtigte «Spirale» tritt in Bewegung, wobei eine Preiserhöhung einer andern ruft und schliesslich das ganze Gefüge einschliesslich Löhne den Behörden aus den Händen gleitet.

Die Anstrengungen der Preiskontrolle werden dadurch unterstützt, dass die Kaufkraft weitmöglich von Staates wegen abgeschöpft wird, bevor sie sich auf dem Warenmarkte als Nachfrage geltend machen kann. Das geschieht durch Steuern, durch die Aufnahme von Anleihen und, wo nötig, durch Zwangssparvorschriften, wie dies bereits in einem der kriegführenden Länder geschehen ist.

Vielfach wird unserer Kriegswirtschaft vorgeworfen, sie leide an Planlosigkeit, und sie neige viel zu viel zu Kompromissen. Als «Feststellungen» muss man diese Behauptungen gelten lassen, aber muss man sie als «Vorwürfe» anerkennen?

Wenn man bedenkt, dass dieser Krieg, wie alle Kriege, der Vater der Überraschungen ist, und wenn man ferner weiss, wie von dem Ergebnis der Verhandlungen, die wir periodisch mit den Grossmächten zu führen haben, jeweils unsere Versorgungslage für ganze Warenkategorien abhängen kann, so versteht man, warum man nicht auf lange Frist disponieren kann, und man darf nur die glücklichen Theoretiker beneiden, die von ihrem grünen Tisch aus «Planung» verlangen.

Und der Vorwurf der Kompromisslust!

Selbstverständlich gibt es Kompromisse und wird es immer solche geben! Unser ganzes Leben ist aus Kompromissen zusammengesetzt, und ohne diese, ob freiwillig oder unfreiwillig, wäre überhaupt keine Gemeinschaft denkbar.

Als Interessengegensätze, die in der Kriegswirtschaft nur durch Kompromisse überwunden werden können, nenne ich:

Bedürfnisse der Armee und Aufrechterhaltung der Wirtschaft,
Landwirtschaft und Industrie,
Inlandgewerbe und Export,
straffe Preiskontrolle und Landesversorgung,
Zentralismus und Föderalismus,

und schliesslich etwas, das wir alle täglich zu überwinden haben, den Gegensatz zwischen den Überlegungen des Verstandes und den Regungen des Herzens, denn auch das spielt in der Kriegswirtschaft eine Rolle.

Wer dies übersieht, ist ein Doktrinär und gehört auf einen andern Planeten!

Für alle Dispositionen der Kriegswirtschaft sollte man vor allem einen Faktor kennen, und gerade der ist uns allen verborgen. Das ist die Antwort auf die Frage, wie lange dauert der Krieg oder besser, wie lange dauert die Blockade? Für die Beantwortung dieser Frage wollen wir nur die kalte Vernunft sprechen lassen, und diese sagt uns, dass wir mit einer langen Dauer rechnen müssen. Eine führende deutsche Zeitung hat sich kürzlich dahin geäussert, dass man bestimmt noch mit zwei Kriegswintern rechnen müsse, auch wenn Kriegshandlungen schon vorher aufhören sollten. Der Mangel an Schiffsraum und der Verbrauch der letzten Vorräte wird eine Bewirtschaftung der Waren noch lange notwendig machen.

Es ist sicher besser, man bereitet sich auf diese Eventualitäten vor, als dass man von der Entwicklung überrascht wird.

Soll ich nun noch einen Ausblick in die Nachkriegszeit wagen?

Sicher ist, dass wir in Europa vor einem grossen Scherbenhaufen stehen werden. Die während Generationen geleistete Aufbauarbeit ist zertrümmert, die Vorräte sind verbraucht, und was das Schlimmste ist, an die Stelle des Vertrauens in den guten Willen der Nachbarn ist eine Fülle des Hasses und des Misstrauens getreten, welche die Schwierigkeiten eines Wiederaufbaus der internationalen Beziehungen ins Unermessliche zu steigern droht.

Die materielle Behebung der Zerstörungen wird, dank den heutigen technischen Mitteln, noch eine relativ einfache Aufgabe sein gegenüber der viel schwereren der Neuschaffung einer internationalen Atmosphäre, in der ein Zusammenleben und ein Zusammenarbeiten wieder möglich sein wird.

Hier erblicke ich die grosse kommende Aufgabe der Schweiz, falls es ihr vergönnt sein wird, unangetastet, wenn auch verarmt und hungrig, aus dem heutigen Völkerringen herauszukommen.

Wir haben im Kleinen gezeigt, dass es möglich ist, dass rassen- und sprachemässig verschiedene Menschen zusammen wohnen und arbeiten können, und, was noch mehr ist, wir haben bewiesen, dass das gefürchtete Minoritätenproblem, das an der Wurzel so vieler Konflikte der Weltgeschichte liegt, mit gutem Willen gelöst werden kann. Wir haben eine konfessionelle und drei sprachliche Minderheiten, aber keine hat Anlass, darunter zu leiden und den so gefährlichen «Minoritätenkomplex» zu entwickeln. Das Rezept, das wir andern Völkern gerne preisgeben, ist sehr einfach. Es heisst: Die Mehrheit muss der Minderheit *mehr* Einfluss auf die Staatsgeschäfte zugestehen, als ihr rein zahlenmässig zukäme, und sie muss Respekt vor der Eigenart und der Kultur der andern haben und beweisen.

Der Weg ist nicht heroisch; er bedingt Verzicht und Nachgeben. Er ist aber christlich, und er deckt sich mit dem Geist der «Erklärung der Menschenrechte», wie sie von den Philosophen des 18. Jahrhunderts formuliert worden ist.

Es ist meine feste Überzeugung, dass unser Kontinent nicht zur Ruhe kommen kann, bis dieser Geist von allen verstanden und akzeptiert wird. Auch die Schweiz hat sich nur allmählich und nur mühsam und oft mit Widerstreben dazu bekannt. Auch unsere Geschichte ist mit Blut und Tränen geschrieben worden, und oft haben wir, vergeblich, versucht, unsere Probleme anders zu lösen —, das letztemal beim Sonderbundskrieg. Damals hat General Dufour durch Wort und Vorbild der schweizerischen Lösung die, wir hoffen, ewige Gestalt gegeben.

Ist es vermessen, zu hoffen, dass aus diesem Krieg endlich die Saat zu einem neuen Europa, dem auch wir gerne und rückhaltlos angehören werden, spriessen wird?

Ich glaube, wir müssen diese Hoffnung pflegen, denn nur dann sind wir fähig und berechtigt, selbst an ihrer Verwirklichung mitzuarbeiten.
